Ein Vereinsabend.

Von Ernst Werdhart.

„Es theilt sich die Welle
Es rührt sich der Schiffer,
Schon seh' ich — schon seh' ich — das Land:
Land — Land — Land!!"

Das letzte „Lied" klingt wie ein Brüller! Ohne den tumultarischen Beifall der als Publikum erschienenen passiven Mitglieder und Eingeladenen zu genießen, purzeln die Sänger hastig vom Podium, um den „Schinken in Brot gebacken" im Lokal nebenan nicht kalt werden zu lassen.

Heute, zu dem Schinkenschmaus, findet sich mancher ein, den man bei den Proben nicht zu bemerken pflegt. Im Interesse der Mitgliederzahl darf natürlich niemand zurückgewiesen werden, also spute sich, wer zu Schinken kommen will. — Die Thür geht „klipp", „klapp", „klipp", „klapp", und immer rudelweise strömen sie herein. Es regnet draußen, die Galoschen häufen sich in der Ecke zu einem Berge. Dazu ein Stimmengewirr, Stuhlgerücke, ein Geräusch herunterfallender Messer und Gabeln . . .

Die Vereinsdienerin, Frau Feist, eine Dame mit nach allen Richtungen hin stark entwickelten Formen, dreht sich durch die Sänger. Der Kellner, der ihr assistirt, verliert fast die Rockschöße. — „Feischten, Feischten, — Kellnö—r!!" — — „Gleich, gleich! Herrgott, warte Se doch! Sie krigge jo Ihr Sach'! Sie habbe doch schon Bier! — Gleich, gleich!"

Die Tische sind gerammelt voll. Unglaubliche Mengen Schinken und Erbsen verschwinden.

„Meine Herren, meine Herren" — ein kleines, dickes Vorstandsmitglied springt auf eine Gruppe junger Leute zu, die keinen Platz mehr finden —, „meine Herren, draußen sind Stühle — Stühle — Tische — Frau Feist gibt Ihnen Tücher — Teller —" „Ach nee, denn gehne mer lieber." Der eifrige Vorstand läßt nicht locker, er weiß, wie man junge Leute an das „deutsche Lied", an den Verein und an die Familie fesselt.

Conzertmeister Hiesel betritt jetzt das Lokal. — „Meine Herren," springt der Präsident auf, „unser verehrter Dirigent, er lebe — h — o — ch, h—o—ch, h—o—ch!" Der Dirigent verspricht, sich nachher zu revanchiren, dann läuft er auf seinen Sitz und fragt eifrig nach Schinken.

Die „Feischten" steht am Bierschank. Ihre Brust arbeitet stürmisch. Sie schenkt batterieweise die Gläser voll— „pie — — sch", und hantirt mit dem Schaumabstreicher, als wenn sie köpfte, „wupp — wupp".

Der „musikalische Leiter" bekommt Bier über den Leib gegossen. Er springt mit aufgehobenen Rockschößen auf das Buffet los.

„En Tuch, Feischten, en Tuch! Was fer Bier hats heit, Feischten, giebt des Fleck'n?" —

„Weiß net, Herr Conzertmeister," — pie — sch — „Pilsener, Herr Conzertmeister!" — wupp — wupp. —

Das Geräusch der Messer und Gabeln und menschlichen Eßwerkzeuge weicht einem allmählich anwachsenden Stimmengewirr. Die meisten sind nun satt.

„Der Dauerredner, der Dauerredner, Herrjesses, der Dauerredner!"

Ein Herr mit fuchsrother Perrücke, langem, bleichem Gesicht steht auf dem Podium, die Arme aufgestützt, das Gesicht mit einem verbindlichen Lächeln der Versammlung zugewandt.

„Meine Herren, ich habe zwar bei der letzten Generalversammlung den mir angehängten und von mir scherzweise acceptirten Beinamen „Dauerredner" offiziell niedergelegt . . . "

„Bravo . . . Schluß!"

„Herrgottsdunnerwetter, net weiterrede, erst komme andere Leit!"

„Herr Scheeres," ruft der Präsident in den Tumult, „dürfte ich Sie vielleicht bitten, die Rede, oder was Sie zu sagen haben, auf nachher zu verschieben, ich wollte eben ein paar Worte an den Dirigenten richten."

Einige von der jungen Mannschaft bringen den Dauerredner an seinen Platz. Bimbelimm, bimbim, bimbim, tönt die Klingel; der Präsident ergreift das Wort:

„Meine Herren, liebe Liedertäfler, Sie alle empfinden mit mir, daß wir heute wieder eine „That" hinter uns haben, und daß wir diese „That" nicht hinter uns hätten, wenn wir nicht die Ehre hätten, unter der verdienstvollen Leitung unseres allverehrten Herrn Conzertmeisters Hiesel zu stehen, und wenn wir andererseits nicht alle von dem Gefühl beseelt wären, das uns heute zum Siege verholfen hat! („Bravo!") Halten Sie immer an diesem Gefühl fest und folgen Sie dem Rufe Ihres Dirigenten und dem Ihres Vorstandes, Sie werden dann immer gleiche Thaten zu verzeichnen haben," („Bravo, bravo, bravo!")

Er will fortfahren. „Ich bitt' ums Wort," ruft ein altes, mageres Männchen in seiner Nähe, das plötzlich in Ekstase aufgeschnellt ist. — „Herr Speckl, unser Nestor, hat's Wort," sagt der Präsident. — „Meine Herren, lieben Freunde, Sangesbrüder, Liedertäfler," piepst der Nestor los und wirft dabei nach allen Seiten seinen eckigen Kopf mit den weißen Haarsträhnen herum, „ich bin nun schon vierzig Jahre Mitglied! — Denken Se mal an, vierzig Jahre!! („Bravo, bravo, bravo, aller Ehren werth!") — „Ja, meine Herren, wissen Se, was das heißt, vierzig Jahr in Freud und Leid Mitglied zu sein? — Die Meisten unter Ihne wissen es nicht! — Treu zur Fahne halten, das heißt es!! — Liebe Liedertäfler, ich kann zwar nicht mehr ganz richtig hören, aber ich weiß, ihr habt heute wieder Großes geleistet!— Haltet immer treu zur Fahne, dann werdet ihr, wie heute, so alle Jahre, bei euren Conzerten ein frisches Blatt in den Kranz eures Ruhmes einflechten können, und nach vierzig Jahren werdet ihr sagen können: ja, wir haben etwas geleistet!"

„Meine Herren, unser Nestor, Herr Speckl, er lebe hoch!!" — „H—o—ch, h—o—ch, h—o—ch!!" Alles drängelt sich mit den Biergläsern an den „Nestor" heran, um mit ihm anzustoßen. Er bekommt bei dieser Prozedur mehr auf den Leib gegossen, als er innerhalb eines Jahres trinken kann.

Der „Nestor" verschwindet zum Abtrocknen hinter dem Buffet. Der frühere Präsident, jetzige „Ehrenpräsident", steht auf: „Meine Herren, wir haben soeben einem vierzigjährigen Mitgliede sein Recht werden lassen, nun ist es an der Zeit, eines unter uns zu gedenken, der heute die Feier seiner fünfundzwanzigjährigen aktiven Angehörigkeit zum Verein begeht. Unser lieber Freund Schunkel ist es, den meine Worte angehen."

Herr Schunkel erhebt sich, nachdem er in der vorangegangenen Zeit durch Hin- und Herrütschen auf dem Stuhl die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen gesucht hat.

„Er ist es, der mit wenigen zusammen in guten und bösen Tagen treu zur Sache des Vereins gehalten hat und nie ohne zwingenden Grund von den Proben fern geblieben ist."

Lautes Räuspern bei gewissen Mitgliedern.

„Und, wir wissen ziemlich alle, daß Freund Schunkel nicht nur durch pünktlichen Probenbesuch den jüngeren Mitgliedern als leuchtendes Beispiel vorangegangen ist, sondern, daß er auch als Solist Hervorragendes geleistet hat. (Offene Heiterkeit; Freund Schunkel schmunzelt ein wenig verlegen.) — Heute ist es zwar mit Freund Schunkels Tenorstimme nitch mehr so glänzend bestellt, aber er kann sie immer noch mit Ehren in den Dienst des Vereins stellen. — Ich könnte viele Lieder aufzählen, mit denen er uns früher erfreut hat, aber ich will hier nur eines derselben gedenken: Ja, in ganz besonderer Huld stand ihm Schuberts „Ungeduld", — Freund Schunkel wird uns das Vergnügen nicht rauben, sich nachher mit diesem Liede hören zu lassen." — Allgemeine Zustimmung. Ein großer Lorbeerkranz wird Schunkeln über sein willig hingehaltenes Haupt gezogen. Dann dedicirt man ihm ein Glas mit goldener Inschrift, und das Anstoßen und Hochrufen geht wieder los.

Der „Dauerredner" will die Gelegenheit benützen und auf das Podium schlüpfen, wird aber rechtzeitig bemerkt und an den Rockschößen festgehalten.

„Meine Herren," läßt sich jetzt der Dirigent vernehmen, „Ich komme Ihnen den Willkommenschluck nach!"

„Pro — o sit!"

„Im übrigen danke ich Ihnen, daß Sie am heutigen Abend die Aufmerksamkeit an den Tag gelegt haben, die ich mich vergeblich bemühte, während der Proben in Sie hineinzubringen!"

„Hoh — hoh!" Man spitzt das Ohr. „Ja, meine Herrn, ich meine es ernst mit dem „deutschen Liede"; gelobhudelt haben wir nun heute Abend genug. Ich bin gewohnt, nur gute Conzerte zu geben, und möchte nicht wieder wie heute im Angstschweiße meines Angesichts zwischen Ihnen und dem Publikum stehen. Wenn Sie es mit dem Probenbesuch nicht ernster nehmen, dann werden Sie sich wohl für das nächste Conzert einen anderen Dirigenten suchen müssen!"

Todtenstille . . . Auf so was war man natürlich nicht gefaßt. Nun erhebt sich ziemlich lauter Disput. Dem „Dauerredner" ist es mittlerweile geglückt, auf das Podium zu gelangen, er bittet laut und eindringlich ums Wort. „Herr Präsident, was soll das heißen," ruft der erste Bariton des Vereins, der fest geglaubt hat, daß man ihn nun zum Singen auffordern würde, „wenn Sie Herrn Scheeres jetzt das Wort geben, wird er, wie Sie wissen, heute Abend nicht mehr fertig!" — „Ganz unser' Ansicht, erunter vom Podium!" — „Dauerreden sind auf dem heutigen Programm nicht vorgesehen, Jockel soll endlich singen!" — „Ruhe!" — „Unverschämtheit! Scheeres soll reden!" — „Gleiches Recht für alle!" — So schallt es für und wider. Der Präsident bemüht sich, Ordnung zu stiften, — unmöglich! Der Dauerredner steht mit gekreuzten Armen auf dem Podium, bleich, aber gefaßt. Er kennt solche Situationen und weiß, daß er schließlich doch zum Wort kommt.

„Ach Gott," ruft plötzlich jemand, „da is ja auch der Gesangsrevolver!" — Dieser, ein Mitglied mit Löwenmähne, einer von denen, die ohne Stimme überall und immer singen, steht mit einem Pack Noten bereits dicht am Podium. In dem Augenblick, wo Scheeres mit seiner Rede fertig oder sonst zur Ruhe gebracht sein wird, will er sich hinaufschwingen.

Scheeres ist standhaft. Nach zehn Minuten gelingt es ihm, durchzudringen. Nun spricht er und spricht. Er spricht von einem „Traum", den er am Morgen des Conzerttages geträumt haben will, und hüllt in dieses Gewand eine Anspielung auf den lässigen Probenbesuch und die Rücksichtslosigkeit der Mitglieder dem Dirigenten gegenüber.

Der Bariton, Flegelmann mit Namen, kann sich nicht mehr halten; er sieht den „Gesangsrevolver" in drohender Nähe des Podiums. Bis jetzt hat der Vortrag von Scheeres zwanzig Minuten gedauert, und noch ist kein Ende abzusehen. Da beginnt Flegelmann eine Tonleiter herauf und herunter zu singen. Scheeres wendet sich mit hilfeflehenden Blicken an den Präsidenten. „Wenn Herr Flegelmann singen will," bemerkt der Präsident, „so werden wir ihm nachher hierfür sehr dankbar sein. Hier verlange ich Ruhe, für jeden!" Das wirkt; Scheeres spricht weiter. Der „Gesangsrevolver" sieht ein, daß für ihn heute nichts mehr zu machen ist, steckt erbittert seine Noten ein und verschwindet.

Flegelmann beginnt aufs neue mit seiner Tonleiter. Der Präsident bittet sehr energisch um Ruhe. Flegelmann läßt erboste Anspielungen fallen. Seine Freunde beschwichtigen ihn. Scheeres spricht weiter; da verläßt die Zuhörer die Geduld. Jemand intonirt den Pilgerchor aus „Tannhäuser"; alles fällt ein. Dröhnend erklingen die Accorde.

Scheeres kennt auch diese Situation. Er setzt sich gefaßt auf den Dirigentenstuhl im Podium und wartet seine Zeit ab. Der Gesang wird schwach und schwächer; die Gemüther werden apathisch.

Jetzt sucht Scheeres den Schluß seiner Rede an den Mann zu bringen. Man wacht auf — und gähnt. Nach einer kleinen Weile ist Scheeres wirklich zu Ende; er schließt mit einem „Hoch" auf den Verein, den Dirigenten und den Vorstand, das aber bei der mitgenommenen Zuhörerschaft keinen Anklang findet.

Nun wird es allmählich wieder lebendig im Lokal. „Jockel soll singen," heißt es von allen Seiten. Flegelmann, der in brüsker Pose an seinem Platz sitzt, läßt sich eine Weile nöthigen; dann springt er aufs Podium. Er wird stürmisch begrüßt. Sein Bariton ist glänzend; er singt einige „Reißer". Kaum hat er geendet, so erhebt sich ein Beifallsgejuchze, wie in einem Meßcirkus, wenn der Ringkampf beendet ist. Er wird aufgepackt und einige Male durch das Lokal getragen; hinter ihm bildet sich eine Art Prozession.

„Meine Herren," ruft der Präsident in den Trubel hinein, „wenn's beliebt, so wird unser Freund Schunkel jetzt „sein" Lied vortragen!" — Diesen Genuß will man sich nicht entgehen lassen, man eilt auf die Plätze. Indessen rüsten sich die „Begleitmannschaften" für ihre Funktion: eine große Pauke mit Becken, eine Trommel und andere Radauinstrumente werden hervorgeholt, die „Begleitmannschaften" setzen Strohhüte und Kappen vom letzten Karneval auf.

Freund Schunkel besteigt mit seinem Lorbeerkranz das Podium. Er beginnt das Schubertsche Lied „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" mit den Trümmern seiner Stimme zu singen; es klingt fürchterlich. Die „Begleitmannschaften" lauern an den Instrumenten wie Tiger auf ihre Beute. Schunkel, von Figur klein, stellt sich auf die Zehenspitzen: „Dein ist mein Herz —" Da — ein fürchterliches Krachen! — Conzertmeister Hiesel ist mit dem Schläger auf das Becken niedergesaust, auch die übrigen Männer hauen auf ihre Rasselinstrumente los. Der Kleine, obwohl er die Sache nur zu gut kennt, fährt entsetzt zusammen, faßt sich aber schnell und singt weiter.

So geht es sämmtliche Verse durch. Dann verläßt ein Theil der Zuhörer das Lokal; der Kleine strengt sich an, daß er blau wird, aber es nutzt nichts. Sein Platznachbar, der dicke Fleischermeister, drängelt ihn schließlich unter gutem Zureden vom Podium herunter und wendet sich dann mit einem „pikanten" Liedchen an die noch Anwesenden; es gelingt ihm, bei diesen wieder ein gewisses Interesse wach zu rufen.

Draußen, vor dem Lokal, unter den Kastanienbäumen, hat sich eine Schaar von Mitgliedern angesammelt, um frische Luft zu genießen. Einige haben bereits ihre Sommermäntel angezogen und verschwinden schwankenden Schrittes. Die anderen gehen in's Lokal zurück, sie können noch mehr vertragen . .

Die scharfe Patrone.

Militärische Skizze von Karl Fels.

Der neue Oberst war gekommen. Ein strammer Herr, der das Regiment einmal ordentlich „aufmöbeln" wollte. Mit seiner Absicht hielt er auch gar nicht hinterm Berge. Dem Regiments-Adjutanten hatte er direct in's Gesicht gesagt, er wolle einen anderen Geist ins Regiment bringen, und dabei leise angedeutet, daß der Vorgänger, ein Generalstäbler, auf dem Bureau wohl leidliche, aber in der allein seligmachenden Frontpraxis durchaus ungenügende Leistungen gezeitigt habe. Schreckensbleich colportirte der „Regimentstintenspion" die nicht unbedingt unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilte erschütternde Kunde weiter.

Das konnte ja nett werden! Und vorher war's so gemüthlich! Stille vor dem Sturm. Er wollte das Regiment nur einlullen, das Gewitter sollte dann um so unvermittelter losbrechen.

Richtig, eines Tages um 5 Uhr Morgens tobt der Gefürchtete bereits in der Kaserne, das Aufstehen revidirend und Schrecken verbreitend. Durch Hinterpforten werden die Häuptlinge benachrichtigt, welche denn auch nur leidlich frisirt und „ungefrühstückt" zum Schauplatz der Katastrophe eilen und ganz unvermittelt, mit überraschtem Antlitz aus irgend einer Stube auftauchen, als ob es zu ihren Gepflogenheiten gehöre, ganze Nächte in den Kasernen zuzubringen.

Nur der Chef der Königlichen Neunten fehlt. Die Leutnants schwirren zum Unterricht an und beginnen sämmtlich beim Anblick des Regiments-Commandeurs wie auf Verabredung über „Schießlehre" zu instruiren, ein Thema, das auch beim größten Brummschädel und in Gegenwart des gefürchtetsten Vorgesetzten immer erschöpfend und lehrreich behandelt werden kann.

Und der Chef der Neunten erscheint immer noch nicht.

Wuthentbrannt mustert der Colonel auf den mannschaftsleeren Stuben dieser Compagnie die Stubenordnung. Bis in den letzten Winkel dringt sein scharfes Auge. Jetzt stürmt er den Verschlag eines Unterofficiers. Friedlich prangen die staubbedeckten Achselklappen in grell-bunten Farben an der getünchten Wand, einsam trauert die infolgte plötzlich übermäßig entfachter Dienstfreudigkeit nur halb geleerte Kaffeekanne auf dem wackeligen Tisch, all' das rührt in seiner schlichten Einfachheit nicht das Herz des Gestrengen. Jegliches Geräth beäugt er, prüft mit dem Fingr die größere oder geringere Dichtigkeit des Staubbelags, und nun öffnet er sogar die Tischschublade.

Aha! — Nein — das war ja unerhört! Und er greift in den Tischkasten und hebt etwas in die Höhe. Seinen Augen wollte er nicht trauen: eine scharfe Patrone. Eine Patrone in der Tischschublade eines Unterofficiers. Das ging doch über die Hutschnur.

Ein Geräusch, und die breite Gestalt des Regiments-Adjutanten schiebt sich in den Verschlag. Er ist heute ausnahmsweise früh aufgestanden, denn der gute Eindruck, den er auf dem Bureau gemacht hat, darf vorläufig auch bei frontalen Ereignissen nicht verwischt werden. Und so war er denn sofort hergeeilt, als der in Detectiv-Eigenschaft jede Thätigkeit des neuen Commandeurs überwachende zweite Regimentshilfsschreiber ihm die Kunde von der Invasion des „Brotherrn" überbrachte, so sauer ihm das frühe Aufstehen auch geworden war.

„Gut, daß Sie kommen, mein Lieber, da können Sie die ganze Bescheerung mit ansehen. Nun sehen Sie mal hier, was die Unterofficiere bei der Neunten in der Schublade aufbewahren," und triumphirend hebt der Oberst die Patrone hoch.

„Eine scharfe Patrone, Herr Oberst."

„Jawohl, eine scharfe Patrone. Es ist geradezu unglaublich."

Der Adjutant hat bereits das Notizbuch in der Hand und brütet über einen kräftigen Patronenbefehl, mit dem die Bataillone heute bei Parole „angeödet" werden sollen.

Der Commandeur aber macht seinem gepreßten Herzen Luft.

„Ein innerer Dienstbetrieb, einfach jammervoll. Ueberall liegen die scharfen Patronen nur so herum. Und dann wird mal zum Spaß damit geschossen, schon haben wir einen Unglücksfall. Oder ein Unterofficier begeht eines Tages damit Selbstmord." Immer düsterer wird die Phantasie des Commandeurs.

„Wenn nur der Compagniechef wenigstens einmal käme, damit man an Ort und Stelle — — ah — guten Morgen, Herr Hauptmann."

„Gut ausgeruht, wie der Soldatenausdruck lautet, rosig frisch und allem Anschein nach auch gut „gefrühstückt" tänzelt der Häuptling der Königlichen Neunten heran.

„Herr Hauptmann, was ist das?" Rollenden Auges hält der Commandeur dem Ahnungslosen das unscheinbare Ding vor die Nase.

„Eine Patrone, Herr Oberst."

„Ja, sogar eine scharfe Patrone, Herr Hauptmann, die ich soeben in der Tischschublade eines Ihres Herren Unterofficiers gefunden habe." Dem Häuptling wird etwas plümerant.

„Wer liegt in diesem Verschlag?"

„Der Schießunterofficier, Sergeant Schulz, Herr Oberst."

„Aha. Da haben wir's. Die Patronen scheinen ja in guten Händen zu sein. Rufen Sie mal sofort die Unterofficiere her."

Ein dröhnender Ruf, und bald verkünden trampelnde Tritte nägelbeschlagener Stiefel, daß die Compagniestützen erschienen sind. Ein Wink, und sie bauen sich mit lautem Hackenklappen fein säuberlich nach dem Dienstalter vor dem gestrengen Commandeur auf.

Unterofficiere zur Stelle mit Ausnahme des Sergeant Schulz. Derselbe ist im Scheibenraum und wird sofort kommen," meldet der Compagniechef mit erheuchelt zuversichtlicher Miene.

„Das räudige Schaf drückt sich," denkt der Commandeur im Stillen und hält mit einem plötzlichen Ruck dem embonpoinirten Feldwebel die Patrone vor die Nase.

„Was ist das?"

„Eine scharfe Patrone, Herr Oberst."

„Sie?" zum nächsten gewandt.

„Eine scharfe Patrone, Herr Oberst."

Und so geht's weiter die ganze Reihe der Unterofficiere entlang.

Mitten in diese feierliche Handlung platzt der Missethäter, indem er sich mit vom Laufen geröthetem Antlitz zur Stelle meldet.

„Sergeant Schulz, gehört Ihnen diese Patrone, die ich in Ihrer Schublade gefunden habe?"

Schulz beguckt sich das Ding einen Augenblick und antwortet dann stramm militärisch: „Zu Befehl, Herr Oberst. Gestatten Herr Oberst, daß ich — — —"

„Ich verbitte mir jegliche Quasselei, wenn Sie nicht weiter gefragt sind. Ihre Entschuldigungen will ich nicht hören. Gründe giebt's ja immer genug, wenn Unordnung und Unregelmäßigkeiten aufgedeckt werden."

Und während der erregte Oberst nervös das corpus delicti in den Händen dreht, ergießt sich eine donnernde Strafpredigt über Freund Schulz, der, merkwürdigerweise ein verhältnißmäßig ganz vergnügtes Gesicht macht und trotz abmahnenden Augenzwinkerns des Compagniechefs immer erneute Versuche macht, sich zu verantworten.

„Und das sage ich Ihnen, in solchen Sachen kenne ich keinen Spaß. Unglücksfälle sind mit diesen kleinen Dingen schon vorgekommen, Unglücksfälle, bei denen die leichtfertigen Urheber auf das strengste bestraft wurden." Und um den Eindruck seiner Worte noch zu verschärfen, hält er jetzt auch dem Sergeanten die Patrone vor die Nase.

Doch was ist das? Die Patrone hat sich bei dem fortwährenden Drehen während der längeren Rede friedlich getheilt, und der Herr Oberst hält in jeder Hand die Hälfte eines in Patronenform gehaltenen, hübsch zugespitzten — Bleistifts.

Alles ist vorerst starr, der Oberst verstummt plötzlich, nur Freund Schulz lächelt discret, der Compagniechef weniger discret, denn er steht rückwärts, des Feldwebels Embonpoint zittert ein wenig von verhaltenem inneren Lachen; der Regiments-Adjutant, der schon furchtbarere Momente erlebt hat, zieht resignirt sein Notizbuch und streicht mit trüber Miene den vorgesehenen Patronenbefehl wieder aus.

Und der Herr Oberst! Einen Augenblick sieht er die Patrone, alias Bleistift, einen Augenblick den Sergeant Schulz an. Die Schnurrbartspitzen vibriren leicht, und die Oberlippe kräuselt sich ein wenig. Aber dann thut er das Klügste, was er in diesem Augenblick überhaupt thun kann: Er sagt gar nichts, sondern drückt dem Sergeanten seinen Bleistift in die Hand und verschwindet.

Breitbeinig und sporenklirrend folgt ihm der Regiments-Adjutant.

Der Kleiderhandel.

Man saß, wie gewöhnlich, beim Frühschoppen; doch es ging nicht eben lustig her, denn der Monat näherte sich bedenklich seinem Ende, und das ist für bierehrliche Stundenten immer ein höchst betrübendes Ereigniß, denn es drohten etliche Tage schreckenerregender Trockenheit.

„Gibt's denn gar keinen Ausweg?" knurrte mit melancholischem Baß Studiosus Schwips.

„Keinen, außer vielleicht — —" warf etwas zaghaft Kommilitone Zapfen ein.

„Was, Du hast eine Idee?" rief mit ungeahnter Lebhaftigkeit Schwips. „Dann schleunigst heraus damit, oder wir stellen Dich auf den Kopf und suchen uns Deine paar armseligen Gedanken selber zusammen!"

„Der Rauscher hat ja noch seinen hellen Sommeranzug und dito Ueberzieher," nahm Zapfen wieder das Wort.

„Nun und was solls damit?" warf Rauscher argwöhnisch 'ein.

„Ganz einfach! Wir kommen gegen Dämmerung auf Deine Bude, packen den Krempel zusammen und schleifen ihn zu einem Trödler. Für den Erlös machen wir uns dann einen fidelen Abend."

„Hurra!" rief Schwips, „das ist ein kapitaler Gedanke!"

Aber Studiosus Rauscher wollte nichts von diesem Vorschlag wissen. Denn er war ein wenig knickerig und pedantisch und erwartete zudem für morgen bereits seinen Wechsel. Doch er wurde von seinen beiden Kommilitonen niedergestimmt und mußte sich, obwohl mit Widerwillen, fügen.

„Um fünf Uhr treffen wir uns bei Dir!" Damit trennte sich das würdige Kleeblatt.

Als aber Schwips und Zapfen zur verabredeten Zeit auf Rauschers Bude eintrafen, war der Vogel ausgeflogen.

„So ein Heimtücker!" schimpfte Schwips.

„So ein Kneifer!" sekundirte Zapfen.

„Ach was!" nahm ersterer wieder das Wort, „dann verkümmeln wir das Zeug ohne ihn."

„Das dürfen wir doch nicht," mahnte Zapfen. „Aber eintränken wollen wir's ihm, daß er so hinterlistig an uns gehandelt hat. Ich habe bereits einen Plan."

Und dann begann ein geheimnißvolles Hantiren und Rumoren und nach vollbrachtem Werk entfernten sich die beiden Studenten wieder.

Am anderen Morgen — Rauscher lag noch im süßesten Schlummer, pochte es an dessen Thüre.

Mit einem jähen Ruck war Rauscher in der Höhe. Der Geldbriefträger!

Nothdürftig kleidete er sich an und öffnete. Eine Bauersfrau mit einem Buben stand vor der Thüre.

„Bitt' schön, Herr Rauscher, ein Paar Hosen möcht' ich haben für meinen Buben da."

„Da seid Ihr an der unrechten Thüre, gute Frau," erwiderte unwirsch Rauscher und warf der Bäuerin die Thüre vor der Nase zu. Dann begab er sich wieder zur Ruhe.

Nicht lange aber dauerte es, so wurde er abermals aus dem Schlummer geklopft. Diesmal war der Störenfried ein Handwerksbursche, welcher von Herrn Rauscher ein Paar Stifel zu kaufen begehrte.

„Donner und Doria," schnaubte Rauscher, „ist denn die ganze Welt verrückt geworden! Schert Euch zum Teufeln mit Euren Stiefeln, ich bin kein Krämer!"

Rauscher wollte eben darüber nachdenken, was für ein Spuk eigentlich gegen ihn loszulassen sei, als sich Schritte von einer ganzen Anzahl von Leuten auf der Treppe vernehmen ließen. Er lauschte. Richtig, sie hielten vor seiner Thüre und das ominöse Pochen ließ sich wiederum vernehmen.

„Klopft nur zu, bis euch die Finger wund werden," dachte er und blieb voll Ingrimm auf dem Bettrande sitzen.

Aber das Pochen wurde immer dringender und energischer, so daß sich Rauscher der Vermuthung nicht erwehren konnte, es könne am Ende doch der Geldbriefträger sein. Also beschloß er nochmals aufzumachen. Kaum aber hatte er die Thüre eine Spalte breit geöffnet, als sich ein Sohn Abrahams durch dieselbe drängte, während hinter ihm neugierige Gesichter in ungezählter Menge auftauchten.

„As ich wünsche recht wohl geruht zu haben, Herr Rauscherleben," begann der neue Besucher mit süßem Lächeln. „Bin ich gekommen zu kaufen das ganze Lager zu den höchsten Preisen gegen Kassa!"

Rauscher schäumte vor Wuth.

„Hinaus," schrie er, „oder es passirt ein Unglück!" Mit wuchtigem Stoße beförbert er den verdutzten Handelsmann zur Thüre hinaus und verriegelte diese.

„Was, zum Henker, soll denn diese dreimal verwünschte Mystifikation bedeuten!" tobte er; da vernahm er auch schon ein schallendes Gelächter von der Straße herauf.

Nichts Gutes ahnend, stürzte er zum Fenster und sah zu seinem grenzenlosen Erstaunen einen ganzen Jahrmarkt vor demselben hängen. Drüben auf der anderen Seite aber standen Schwips und Zapfen und wollten sich ausschütten vor Lachen, bei welchem unlöblichen Beginnen sie von einigen Gassenbuben wirksam unterstützt wurden.

Unter seinem Fenster hatten nämlich seine Commilitonen seine sämmtlichen Garderobe- und Wäschestücke aufgehängt und darüber prankte ein Plakat mit der Inschrift:

Billiger Ausverkauf.
A. Rauscher.

„O, ihr Halunken!" knirschte er und begann in ohnmächtigem Zorn die „Auslage" zu räumen. Im selben Augenblick aber nahte der Rettungs- und Versöhnungsengel in Gestalt des so heiß ersehnten Geldbriefträgers, dessen Erscheinen die hochgehenden Wogen in Rauschers Brust so weit glätteten, daß er den Missethätern großmüthig verzieh und sie zu einem kräftigen Dämmerschoppen einlud.

Ein Wettstreit.

Eine kleine, aber sehr gewählte Gesellschaft, deren Mitglieder ausschließlich Grafen waren, saß kürzlich munter beisammen, und nicht lange währte es, so entstand — wie das bei „Hochgeborenen" eben Sitte ist — ein heftiger Streit über den Werth und die Vorzüge der Anwesenden.

„Ruhig da!" donnerte Graf Kalli in die Versammlung hinein, „vor Allem habe ich den ältesten Stammbaum aufzuweisen, und dann könnt Ihr Alle ohne mich überhaupt nicht existiren. Das gebe ich Euch schriftlich!"

„Nur nicht so anmaßend!" entgegnete Graf Geo; „wie jeder der Collegen noch von der Schule her weiß, gibt die Erde Kunde von meinem Dasein schon zur Zeit der Griechen!"

„Haha!" mischte sich Graf Xylo ein, „mein Erscheinen hat in den Werken der Menschheit außerordentlich einschneidende Veränderungen zur Folge gehabt!"

„Da befinden Sie sich auf dem Holzwege!" fuhr wüthend Graf Litho auf, „wer anders als ich hat den Stein in's Rollen gebracht?"

„Meine Herren!" beschwichtigte Graf Photo die Streitenden, „beruhigen Sie sich, und bitte nur, freundlich d'reinzuseh'n, denn was für ein ungünstiges Bild gäbe ein Conflict unter uns Hochgeborenen dem niederen Pöbel gegenüber!"

Durch diese wohlgemeinten Worte fühlten sich alle Anwesenden getroffen. Erst nach einer Pause erhob sich Graf Tele wie elektrisirt von seinem Sitz und erklärte: „Daß ich allein unter Euch die Leitung beanspruchen darf, steht wohl außer Zweifel, denn mein Werth geht schon beinahe in's Kabelhafte!"

„Bedaure, Ihre Rede schlecht aufgenommen zu haben," erwiderte da Graf Steno, „denn als junger Sausewind und Blitzkerl sind Sie zu schnell fertig mit dem Wort. Was nun meine Vorzüge betrifft, so darf ich wohl in Kürze behaupten, daß ich der Menschheit unentbehrlich bin."

„Mäßigen Sie sich, Sie Aufschneider!" platzte da Graf Hekto heraus, „ich bin hundertmal mehr unentbehrlich als Sie!"

Die Diskussion drohte, abermals einen bedenklichen Charakter anzunehmen, als sich der junge Graf Phono erhob und sagte: „Was Ihr da gesprochen habt, wäre insgesammt in den Wind geblasen, wenn ich es nicht getreulich für die Nachwelt festgehalten hätte. Gebt Ihr nun zu, daß ich ein sprechender Beweis meiner großen Ueberlegenheit über Euch Alle bin?"

Da erhoben sich sämmtliche Grafen wie Ein Mann und huldigten ihrem prominentesten Collegen, dem — — Phono-Grafen.

Ein glänzender Erfolg.

Alexandre Dumas der Aeltere rühmte sich oft, mit einem einzigen 20-Francsstück nach Paris gekommen zu sein, das er in einer Art kleiner Holzschale auf den Kamin gestellt hatte. Während seines ganzen Lebens bewahrte der berühmte Romanschreiber die Gewohnheit, sein Taschengeld dieser sonderbaren Sparbüchse anzuvertrauen, die immer an derselben Stelle stand. An seinem Todestage drängten sich zahlreiche Freunde an seinem Bette, und man versuchte vergeblich, ihn über den Ausgang seiner Krankheit zu beruhigen. Plötzlich erhebt sich Dumas mühsam, zeigt auf seine Holzschale und fragt: „Wieviel enthält sie?" „Zwei Louis", antwortet ein Freund, nachdem er den Inhalt genau geprüft hat. Der Dichter schien einige Augenblicke nachzusinnen, als blicke er auf sein ganzes Leben zurück, dann sank er wieder in die Kissen und murmelte: „Dann hätte ich also immerhin mein Capital verdoppelt."

Eingegangen.

Humoreske von C. A. Hennig.

Herr Zapfelhuber, Weiß- und Gemischtwaarenhändler, hatte soeben einen Reisenden der Firma Uebermayer höchst eigenhändig zu seinem Comptoir hinausspedirt und kehrte nun pustend und keuchend an sein Pult zurück.

„Die Unverschämtheit und Zudringlichkeit dieser Herren geht schon wirklich über die Hutschnur", brummte er ingrimmig. „Es thäte noth, daß man sich noch einen eigenen Hausknecht anschaffte, um diese Art von Besuchen würdig zu empfangen. Was thue ich denn mit Bücklingen und grüner Seife? Ich habe meiner Lebtag diesen Artikel noch nicht geführt und jetzt will sie mir dieser Luftikus positiv aufschwätzen. Hol' ihn der Geier, den — — —."

Wer weiß, wie lange der erboßte Weißwaarenchef noch so fort monologisirt hätte, wenn seine Blicke nicht zufällig zum Fenster hinausgefallen wären, durch welcher er einen zweiten Reisenden auf die ehrengeachtete Firma Zapfelhuber zutänzeln sah. Mit fast beleidigender Herausforderung schwang dieser seinen Musterkoffer und seine Mienen schwelgten förmlich in Siegeszuversicht. Zapfelhuber war fest entschlossen, diese zweite Auflage nicht zu empfangen, doch mit der liebenswürdigen Keckheit dieser weltgewandten Herren war der Reisende auch schon im Comptoir, ohne Herrn Zapfelhubers geheimen Wunsch respektirt zu haben.

Wuthschnaubend sah sich der überrumpelte Weißwaarenhändler nach einem handfesten Gegenstand um, doch da kam ihm plötzlich ein besserer Gedanke.

„Warte nur," dachte er, „Dir werde ich einmal gehörig die Ohren waschen." Und nach dem Motto: Den Sack schlägt man und den Esel meint man, begann er allsogleich loszulegen.

„Sie wünschen, mein Herr? Womit kann ich dienen? Denn Sie sind hoffentlich nicht auch einer von denen, wie vorhin einer da war. Wissen Sie: einsperren sollte man sie, diese dreimal destillirten Herren, die einem soliden Geschäftsmanne mit ihrem Geflunker die Seele aus dem Leibe schwätzen."

„Hahaha!" lachte der Ankömmling. „Sie sind ein spaßhafter, alter Herr!"

„Jawohl," erwiderte Herr Zapfelhuber. „Spaß liebe ich über alles. Späße machen ist meine zweite Natur. Und so habe ich mir denn soeben den Spaß gemacht, so einen Erzkujon von Reiseonkel an die frische Luft zu setzen."

„Erzkujon ist köstlich," erwiderte lachend der Reisende.

„Ja, ja," fuhr Herr Zapfelhuber, ermuntert durch den Effekt seiner List, fort, namentlich dieser Uebermayer, der da seine Helfershelfer in Bücklingen und grüner Seife herumschickt, ist eine ganz besonders auserlesene Zierde seines Standes. Aber weil er daheim seinen Schund nicht an den Mann bringen kann, schickt er seine Leute in die Provinz, um irgend einen dummen Gimpel hineinzulegen. Aber bei mir ist er gerade an den Rechten gekommen. Ich habe es seinem Vertreter direkt in's Gesicht gesagt, Sie stellen sich am besten mit sammt Ihren unsauberen Geschäften freiwillig hinter die schwedischen Gardinen, ehe man Sie auf Staatskosten dahin abholt. Hahaha, hab' ich's dem nicht gründlich unter die Nase gerieben?"

„Hahaha!" lachte auch seinerseits der Reisende, „habe mich nie bei einer Kundschaft so vortrefflich amüsirt. Ich muß gestehen, wahrhaft kerniger, unverfälschter Humor! Aber jetzt entschuldigen Sie mich wohl, daß ich Ihnen nicht länger zuhören kann. Denn ich vertrete nämlich gleichfalls die Firma Uebermayer."

„Wa—a—as?" stotterte Herr Zapfelhuber und prallte drei Schritte zurück.

„Firma Uebermayer, zu dienen. Bücklinge und grüne Seife. Darf ich werthe Bestellung notiren, oder darf ich unserem Chef Ihre Späße berichten?"

„A—a—ber es war doch gerade einer von der Firma Uebermayer hier, wie geht denn das zu?"

Ja sehen Sie, Herr Zapfelhuber," erklärte der liebenswürdige Reisende, „wir sind ihrer immer zwei. Der eine legt die Muster vor, und der andere nimmt dann die Bestellungen entgegen. Auf diese Weise machen wir horrende Geschäfte. Wieviel darf ich also notiren, Herr Zapfelhuber?"

Herr Zapfelhuber lockerte sich die Halsbinde und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Aber gelt, zu dritt sind Sie nicht?" kam es dann zögernd aus seiner gequälten Brust.

„Nur zu zweit," betheuerte der Reisende und legte zum Zeichen der Wahrheit seiner Worte die Hand auf die Brust.

Und Herr Zapfelhuber führte seitdem Bücklinge und grüne Seife.

— Am schwersten ist es, den guten Ton aufrecht zu erhalten, wenn man — verstimmt ist

— 700,000. „Sagen Sie mir, wie konnte der junge, fesche Doctor nur diese häßliche Wittwe heirathen? Die ist ja eine böse Sieben!" — „Ja, aber es sind fünf Nullen d'ran!"

— Parirt. Vater: „Ich will es Ihnen aber nur gleich sagen: Meine Tochter hat ihren eigenen Willen!" — Bewerber: „Desto besser! Dann werde ich doch jedenfalls den meinigen behalten können!"

— Sorge. Wirth: „Ich will morgen meinen Jüngsten taufen. . . . . kommen Sie auch ein wenig, Herr Süffich?" — Süffich: „Ja . . . . wenn Sie das Kind nicht mit Ihrem Weine verwechseln!"